Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 46

Artikel: Schwester der vierten Armee

Autor: Riemann, Henriette

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646083

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeit gezwungen, ein trauriges Leben unter den drückendsten Nahrungssorgen zu fristen. Denn zwei Hindernisse stellten sich ihm entgegen. Einmal der Umstand, daß die großen Fortschritte der Erkenntnis die Gelehrten und Gewaltigen

Das Keplerdenkmal in Weil der Stadt (Württemberg). Geburtsort des großen Astronomen.

jener Zeit gar nicht berührten, da ihr Geistesleben sich in den denkbar engsten Grenzen hielt, — und sodann war es die Geistlichkeit, die sich allen Neuentdeckungen, und dieser ganz besonders, hemmend entgegenstellte. Zwar erging es ihm nicht, wie dem Italiener Galilei, der seine neuen astronomischen Anschauungen kniend abschwören mußte; aber sein Leben war doch ein einiziger Kampf gegen ungünstige Schicksalsmächte und sein Ende ist von erschütternder Tragik.

Das Licht der Welt erblickte Johannes Kepler in Magstadt bei Weil in Schwaben. Seine Eltern führten ein unstetes und unfriedliches Leben. Unfreundlich war daher seine Jugend. Die Schule besuchte er bald da, bald dort, zuletzt in Maulbronn. Trotzdem war es dem Sechszehnjährigen möglich, 1587 die Universität in Tübingen zu besuchen. Vier Jahre später ist er Magister der Philosophie und wendet sich dem Studium der Theologie zu. Nach drei Jahren folgt er einem Rufe als Professor für Mathematik und Moral an das Gymnasium nach Graz. Hier beginnt auch schon der Kampf mit den Nahrungssorgen; Kepler ist gezwungen, durch Anfertigung von Kalendern mit darin enthaltenen Vorhersagungen sich vermehrte Mittel zu beschaffen.

Als er sich 1597 mit Barbara Müller von Mühleck verheiratete, hätte sein Leben sich wohl etwas sorgenloser gestalten können. Doch durch den Tod zweier Kinder brach das Leid an und zu jener Zeit begannen in der Steiermark auch die Protestantenverfolgungen, so daß Kepler gezwungen war, das Land und die Güter seiner Frau zu verlassen.

In Prag, wohin er sich zuerst wandte, arbeitete er als Gehilfe des dänischen Astronomen Tychô de Brahé. Nach dessen Tod rückte er zum Hofastronomen Kaiser Rudolfs II. vor. Doch hatte das für Kepler nicht so viel zu sagen, denn der Kaiser war nicht imstande, ihm sein Gehalt auszuzahlen. Und doch darf die Prager-Zeit als die glücklichste seines Lebens betrachtet werden. Hier schenkte ihm seine Gemahlin zwei Söhne und eine Tochter, hier genoß er auch die Wohltaten eines friedlichen, ungestörten Familienlebens. Später wurden aber auch hier die Verhältnisse unhaltbar. Ein Versuch, nach Württemberg überzusiedeln, scheiterte an seiner toleranten Glaubensauffassung. In Linz winkte eine Stelle als Professor am Gymnasium; aber nun trafen ihn die Schicksalsschläge mit grausamer Wucht. Zuerst starb seine Gattin, dann verlor er den ältesten Sohn. Hierauf wurden ihm seine Güter in der Steiermark weggenommen. Halb verarmt und entmutigt trat er in Linz seine Stelle und zugleich einen neuen Leidensweg an, denn hier wurde er nicht nur verkannt, sondern von religiösen Eiferern sogar verfolgt. Ein lutherischer Pfarrer verweigerte ihm das Abendmahl, weil er in ihm einen Calvinisten ververmutete; selbst von einem Mitglied der städtischen Behörde mußte sich Kepler ein „Letzköpflein" und ein „Schwindelhirn" schimpfen lassen. Am schwersten traf ihn jedenfalls der Prozeß, der gegen seine eigene Mutter geführt wurde.

Ein seltsames Weiblein war sie immer gewesen, diese Mutter. Weitherum bekannt unter dem Namen „Kätherle vom Leonberg" hatte sie jederzeit Ratschläge und Heilmittel bereit für allerlei Gebrechen der Menschen und des Viehs und spielte nicht ungern die Rolle der Seltsamen und Ungewöhnlichen. Durch ihr eigenes Geschwätz und durch einen Streich ihres ungeratenen Sohnes kam sie in den Ruf einer Hexe, wurde ergriffen, mußte nach dem damaligen Verfahren die schwersten Torturen über sich ergehen lassen und hatte ein sicheres Todesurteil zu gewärtigen. Das war nun Wasser auch auf die Mühle der Keplerschen Gegner, die in seinen Ideen immer einen groben Verstoß gegen den alten Kirchenglauben sahen. Die Geistlichen taten das ihrige auch noch dazu. Kepler aber, dessen hoher Geist sich in den Sphären himmlischer Klarheit zu bewegen gewohnt war und der mit Recht das Gleichnis prägen durfte: „Die Sterne gehorchen mir, ich habe sie in Ketten gelegt" — er mußte herabsteigen in die düstern Niederungen der Denkungsart damaliger Richter und sich mit ihren aberwitzigen Anschauungen herumkämpfen. Es ist rührend, zu lesen, wie er in seine alte Heimat reist und für seine Mutter den Freispruch erwirkt; freilich unter sehr schweren Bemühungen. Diese überlebte ihn jedoch nicht lange; sie starb an den Folgen der starken Aufregung.

Wieder nach Hause zurückgekehrt, arbeitete Kepler an seinen wissenschaftlichen Arbeiten weiter. Ein inzwischen stattgefundener Kaiserwechsel brachte ihm keine Besserstellung. Das Aufstellen von Kalendern und Horoskopen, wie sie die damalige Welt verlangte, sagte ihm aber nicht mehr zu. Er verließ 1627 Linz und reiste nach Regensburg, Kaiser Ferdinand um die rückständigen 12,000 Gulden anzusprechen. Doch auch dieser Gang war umsonst. Kepler wurde an Wallenstein gewiesen und sollte bei diesem die ihm keineswegs zusagende Rolle eines Astrologen einnehmen. Er hielt sich einige Zeit in Sagan auf. Hier ließ ihm Wallenstein eine Druckerei einrichten zur Vervielfältigung seines Lebenswerkes, der „Astromia nova"; — aber Geld erhielt er keins.

Ruhelos irrte der geplagte Mann umher, bis er 1630 wieder in Regensburg erschien. Auf dem dort versammelten Reichstag wollte er noch einmal versuchen, sein Recht zu erkämpfen. Doch schon auf dem Wege dorthin erkrankte er und am 15. November desselben Jahres starb der schwergeprüfte, aber charakterfeste Mann. Durch ein glänzendes Leichenbegängnis schienen Volk und Adel etwas davon gutmachen zu wollen, was sie bei Keplers Lebzeiten versäumt hatten. Die Geschichte jedoch gedenkt seines Werkes in Dankbarkeit. H. Rikli.

Schwester der vierten Armee.

Ein Kriegstagebuch von Henriette Riemann.*)

Den Begriff Krieg kann man nicht klar genug erfassen. Er hat tausend Seiten, und jede davon ist interessant und — entsetzlich. Darum begrüßen wir auch dieses neue Kriegsbuch. Es ist von einer Frau geschrieben, einer Krankenschwester, die eine ganz besondere Seite des Krieges kennen gelernt hat und hier darstellt: die Etappe.

Henriette Riemann (wohl ein Pseudonym) wurde freiwillige Krankenschwester aus dem Drang heraus, zu helfen,

*) Karl Vogels Verlag, Berlin.

Hand anzulegen da, wo Frauenhände so nötig waren. Tausende von tapfern deutschen Frauen taten wie sie; aber wenige wohl erlebten den Krieg oder besser die menschlichen, allzumenschlichen Hintergründe des Krieges mit so kritischen Augen wie sie. Ein so vernichtend scharfes Urteil über die deutsche Etappe, über die Menschen, die sich hier auf die Füße traten — jeder zweite der Etappengewaltigen war ein Baron oder Graf oder Fürst oder gar eine prinzliche Hoheit — wurde kaum je formuliert. Ich kann mir denken, daß das Buch schwer hat, sich in Deutschland durchzusetzen, da es offen das Wort ausspricht: wir Deutschen verloren den Krieg durch unsere Organisation, durch unsere Etappe. Um so mehr darf es das Interesse des neutralen Lesers beanspruchen. Man kann nicht genug den Vorhang wegziehen und dem Krieg, wie er in Wirklichkeit ist, in sein qual- und lasterverzerrtes Antlitz schauen.

Wir lassen zur Charakterisierung des Buches einige bildhafte Stellen folgen:

Auf der Fahrt zur Etappe.

„.... Immer wieder halten wir auf freier Strecke. Wir kriechen unter den Zügen durch, über die Bahnkörper nach vorne zur Lokomotive, um uns warmes Wasser zu holen oder etwas zu hören.

Dann, irgendwo in der Morgensonne (wie gut und warm sie ist!) kauern wir auf den Schienen, und Mannschaft und Zugpersonal teilen mit uns ihre Suppe. Wir löffeln sie ganz langsam und andächtig.

Auf einer kleinen Station Berliner Landsturm. Liegt seit Wochen hier, bekommt kaum etwas zu essen und vergeht vor Ungeduld. Ohne Nachricht, ohne Zeitung, eingeklemmt zwischen das Geschehen und doch wieder ausgestoßen, hungern sie nach Kontakt oder Gefahr, oder irgend etwas anderem als stehen und warten im leeren Raum.

Ein netter Junge darunter, der froh ist, von einer Schwester die Straßennamen der Stadt zu hören, in der er sonst wohnt. Während wir miteinander sprechen, kommt eine Frau über die Schienen, die wie eine Französin aussieht. „Sie ist Aachenerin und mit einem Belgier verheiratet", sagt einer der Landsturmleute.

Ihre beiden kleinen Kinder sind bei ihr. Diese Kinder haben winzige, blasse Gesichter, und ihre Hände sind armselig dünn. Als die Mutter sieht, daß wir essen, werden ihre Augen ganz weit. Langsam strecken sich die Hände der Kinder vor nach dem Brot, das wir reichen. Die Eisenbahner sagen uns, was wir wissen: „Diese Menschen hungern."

„Herr von Aal hat keine Order."

„... Sterne stehen am Himmel, die Abendröte ist erloschen. Die Lokomotive pfeift schrill durch die Nacht. Stimmen werden laut, ich öffne das Fenster. Wir halten kurz vor der Einfahrt nach Charleroi. Nicht weit von uns steht auf dem gegenüberliegenden Geleise ein zweiter Zug; er ist dunkel und lang wie der unsrige. Aber dann sehe ich aus einigen Ritzen der geschlossenen Viehwagen Licht schimmern. Ich sehe jetzt auch Kreuze auf seine Türen gemalt. Es ist ein Verwundetenzug.

Schritte nähern sich, ein Soldat und ein Sanitäter kommen an unser Fenster.

„Schwester, wir kommen, um Ihre Hilfe zu erbitten. Wir haben drüben den Zug voll von Schwerverwundeten. Es sind nur ein Arzt und zwei Schwestern da. Die Leute verbluten unter unseren Händen. Wir können auch nicht mehr. Der Doktor ist völlig erledigt. Bitte, vielleicht können einige Schwestern zur Hilfe herüberkommen!"

Im Nebencoupé hat Schwester Luise das Fenster geöffnet, wir sind auf die Plattform getreten und bitten sie, mitzukommen.

„Natürlich wollen wir helfen", sagt sie, während wir unsere Mäntel umnehmen, „aber gehen Sie zu unserem Delegierten, der muß vorne im Zug sein, oder sein Stellvertreter und der Stabsarzt. Bei den Herren müssen Sie die Erlaubnis holen, wir dürfen uns ohne Erlaubnis nicht von unserem Transport entfernen."

Die Schwestern sehen einander beunruhigt an, ich bitte Schwester Luise, mit den Männern zu gehen und selbst die Sache zu regeln.

„Gut, warten Sie, ich komme mit. Sonst schickt er am Ende andere Schwestern hinüber!" Sie steigt aus, und wir bleiben zurück und warten. Nach wenigen Minuten, die uns endlos werden, kommt Schwester Luise wieder, bleich und erregt. Sie ist allein, ich sehe, wie der Sanitäter und der Soldat, ohne sich nach uns umzuwenden, zu ihrem Zuge zurückgehen.

„Herr von Aal hat keine Order. Wir dürfen uns nicht vom Zuge entfernen."

„Was? Wir dürfen nicht hinüber? Wir können doch nicht unsere Soldaten drüben so liegenlassen! Das ist doch eine Gemeinheit!" Schwester Thea springt auf den Bahnsteig.

Das strenge, alte und verkniffene Gesicht Schwester Luises wird ganz still und gut. „Kommen Sie, kommen Sie, Schwester Thea. Wir können da gar nichts machen. wenn wir gegen unseren Befehl handeln, dann darf er uns einfach in die Heimat zurückschicken. Wollen Sie das riskieren? Ich hab' geredet wie ein Buch. Aber er will doch nicht. Und der Stabsarzt hat auch gesagt, er übernimmt nicht die Verantwortung."

Während sie spricht und die anderen Schwestern entrüstet und ratlos dastehen, ertönt ein Pfiff. Der Zug ruckt an, die Schwestern kreischen auf und steigen rasch ein. Aber es war blinder Alarm. Wir halten wieder.

Ich stehe allein auf der Plattform. Die Nacht ist tiefer geworden. Vom Zuge gegenüber sieht man kaum mehr etwas. Einundeinehalbe Stunde stehen diese beiden Züge einander gegenüber. Und es darf niemand hingehen und helfen. Wir müssen die Leute verrecken lassen. Siebenhundert Sanitäter und Schwestern liegen einige Schritte von einem Verwundetenzuge entfernt und rühren keine Hand. „Es ist keine Order da." ....

Ich starre in die Finsternis und fühle, daß es auch meine Schuld ist, wenn einer der verwundeten Soldaten da drüben vielleicht die Heimat nicht erreicht. Beschämt, verzweifelt krieche ich in mein Stroh. Welch ein trauriger Anfang."

Der abgestürzte Fliegeroffizier.

Ich hatte gerade den Operationssaal in Ordnung gebracht, als die Sanitäter auf der Bahre einen Mann hereintrugen. Abgestürzt — bewußtlos. Ein Flieger.

Ich beuge mich über ihn, die Augen sind geschlossen, das Haar blond, kurz geschoren, noch im Scheitel. Im großen, hellen Gesicht die Nase eingequetscht. Ein Riese, ein muskulöser, sehniger Körper von schönem Ebenmaß. Ueber Brust und Beine talergroße Brandstellen. Die Rippen gebrochen. Als der Doktor mit mir den Bewußtlosen umwenden will, ein tiefes Stöhnen — wir greifen ins bloße Fleisch. Der Rücken bis zu den Beinen hinunter ohne Haut. Eine einzige Fläche rohen, blutigen Fleisches. Die Flugmaschine ist von geringer Höhe abgestürzt, aber das brennende Benzin hat sich über den Mann ergossen. Und plötzlich, aus tiefster Ohnmacht heraus, während ich langsam anfange Chloroform zu geben, beginnt er — zwischen Ohnmacht und Narkose — zu sprechen; wie Sturmkolonnen entspringen die Worte seinen Zähnen, hart, wütend.

„Himmeldonnerwetter, flieg doch tiefer, Mensch, tiefer, laß doch die Kupplung nicht los, was machst du denn für 'n Blödsinn! Mensch, puhl' doch nich' an der Schraube, keinen Schimmer hast du! Himmeldonnerwetter, det jibt Leichenferien, Junge!" In jedem Ton nur Wut, keine Furcht.

„Kann er leben?" frage ich.

Der Doktor zuckt die Achseln: „Wenn das Herz durchhält."

Die Narkose wird tiefer, der Mann schweigt. Das zerschmetterte Nasenbein ist geschient. Mit dem verbrannten Körper konnten wir nichts anderes tun als ihn auf ein mit Vaselin getränktes Laken und dann auf Watte zu legen.

In dem Augenblick, in dem ich aufhöre Chloroform zu geben, ist der Mann wach. Er springt mir förmlich aus der Narkose heraus. Sieht mit vollkommen klarem Blick den Arzt an.

„Nun, Doktor, was ist los!?" Wie ein Befehl klingt's.

Doktor Bauer steht vor Staunen fast stramm.

„Herr Oberleutnant können von Glück sagen. Es sind keine inneren Organe verletzt, zwei Rippen gebrochen, das Nasenbein eingedrückt. Ersteres heilt von selbst — die Nase haben wir geschient."

Und dieselbe harte, helle Stimme sagt: „Doktor, das ist doch Blödsinn. Unmöglich. Ich muß doch völlig unbrauchbar sein. Die Maschine zerquetschte mir doch den Körper. Was ist denn los? Ich will es doch wissen! Ich merke es doch — was ist denn mit mir? Ich habe doch grauenhafte Schmerzen." Die letzten Worte kommen einsam, für sich.

„Wir können ja noch einen Professor hinzuziehen, er wird Ihnen meine Worte bestätigen... Ihre Schmerzen rühren von den Verbrennungen her. Das brennende Benzin hat sich über ihren Rücken ergossen, daher wird es lange dauern, sehr lange, bis Sie geheilt sind — das sind natürlich rasende Schmerzen. Wir werden Ihnen mit Morphium helfen."

Plötzlich starrt der Flieger mich an. Ich habe das Gefühl, ein Gegenstand zu sein, von dem er Besitz ergreift. Er winkt mir, ich trete ganz mechanisch näher.

„Schwester, Sie sehen aus, als ob Sie die Wahrheit sagen. Sagen Sie", er zeigt mit ausgestrecktem Finger auf den Doktor, „schwindelt der?"

Ich vergesse ganz, daß der Arzt neben mir steht, und sage: „Nein, er sagt Ihnen die Wahrheit."

Sein Blick fällt zusammen. „Es sind keine inneren Organe verletzt?"

„Nein."

„Intakt? Als — Mann — Gatte — Vater?"

„Jawohl."

„Brauchbar als Vaterlandsverteidiger?"

„Jawohl."

Plötzlich lacht er. Weiß Gott, der Mann lacht!

„Danke, Schwester. Aber die Schönheit, wat, die ist perdu?" Er faßt an das Wattegebilde in seinem Gesicht.

Der Doktor sagt ein wenig beleidigt: „Ihre Nase bekommen wir wieder völlig in Form, Herr Oberleutnant."

Die Wärter kamen herein, um ihn auf die Tragbahre zu legen. Das mußte ihm entsetzliche Qualen bereiten. Ich erwarte, daß er aufschreien, daß er vor Schmerz bewußtlos werden würde.

Aber der Kerl ballt die Fäuste und sagt: „Gottverfluchte Schweinebande, der Teufel frikassiere euch! Kamele, verdammte. Wißt ihr denn nicht, wie man ein kaputtes Stück Körper anfaßt? Saukerle." Und während sie ihn lostragen, ganz träumerisch vor sich hin: „Kinder, Kinder, es ist doch nicht zu glauben!"

Kastner heißt er. Und ich will ihn nie vergessen.

Fürio! — in der Chüechlipfanne.

Von Ch. Beaujon.

Still zieht die Straße ihr helles Band durch den Herbstwald. Ueber die Wipfel der Tannen breitet die Sonne sacht einen goldigen Schleier, Eichhörnchen huschen über den Weg, Vögel rascheln im Laub, die ersten Blätter trudeln durch das Dämmerlicht zur Erde nieder. Das Glockengeläute von Bern und Wohlen vermischt si,ch im harmonischen Vielklang zum großen, reinen Tongebet.

Häuser, Menschen, Gärten — sie alle haben sich mit dem sonntäglichen Festgewand geschmückt. Ein farbenfroher Hahn stolziert im Taktschritt auf dem behäbigen Misthaufen einher, eifrig gackern die Hühner, und auf den Matten weiden die Kühe. Sie bleiben stehen, wenn jemand kommt, vergessen vor Staunen das saftige Gras und nicken mit dem schweren Kopf ein linkisches „Grüß Gott". In Illiswil wischt ein alter Knecht behutsam die Dorfstraße, gegen Steinisweg zu hat man ein Ofenrohr seinem Zweck entfremdet und es als Ablauf einer Güllenpumpe verwendet. Kläffend rennt in großen Sätzen ein böser Hund daher, und ein Kätzchen liegt wohlig schnurrend auf einem sonnenwarmen Stein. An abgemähten Feldern geht der Weg vorbei, durch Wäldlein und Lichtungen, und dort guckt lichtgrün, schelmisch die junge Wintersaat aus der schweren, braunen Erde hervor. Und plötzlich liegt der unterste Teil des Wohlensees vor mir. Von einer Brise leicht gekräuselt blinkt das dunkelgrüne Wasser. Wie ein Vierwaldstättersee „en miniature" sieht unsere Bernerglungge aus — am waldigen Vorsprung dort fehlt nur der Schillerstein, dort liegen Vitznau und Weggis, hier türmt sich die Rigi empor! Dumpf donnern und brausen die Wasser des Mühlebergwerkes. Halt! — die Höchstbelastung der Brücke darf 7000 Kilogramm nicht übersteigen und ohne Anhalten muß sie im 10-Kilometertempo überschritten werden. Ich wußte natürlich im Voraus, daß mein Rucksack das vorgeschriebene Gewicht nicht erreichen würde, und trotzdem habe ich ihn im Bauernhaus links an der Straße schnell nachgewogen — und vor mir überquert ein jüngerer Mann im Laufschritt die Brücke: 10-Kilometertempo! So reagiert der Bürger eben ganz unbewußt auch auf die unmöglichsten Vorschriften.

Gesangvereine, die die Stimmgabel vergessen oder verloren haben, werden hier nicht in Verlegenheit kommen. Die offene Transformeranlage summt einen wunderbar klaren, tiefen Grundton „A". Wenn ein Tenor ununterbrochen nur diesen einen Ton singen wollte, müßte man ihn fristlos entlassen, aber von einem Elektrizitätswerk kann man schließlich kein musikalisches Ausdrucksvermögen verlangen. Die Technik hat allerdings schon Merkwürdigstes geleistet, und warum sollte sie nicht auch einmal ein jodelndes Elektrizitätswerk schaffen?

Kurz nach Buttenried macht ein Schild mich auf eine „Hutablage" aufmerksam. Vermutlich kann man hier die Hüte gegen eine Garderobegebühr von 10 Rappen abgeben, ungefähr so wie den Schirm im Museum. Wahrscheinlich läuft man beim Besuch des Werkes Gefahr, via Kopfbedeckung mit der Starkstromleitung in Berührung zu kommen. Wie vorsorglich doch die Menschen sind! Und am Weg steht einsam eine Löwenzahnblüte, eine liebe, alte Tante, die sich gewiß beim Kaffeeklatsch verspätet hat — die vor lauter Schwatzen alles vergessen hat, sogar das Blühen zur rechten Zeit. Die Frau Pfarrer in Mühleberg hat vor 150 Jahren auch erfahren, welche Folgen ein Kaffeekränzchen haben kann! Beim Kücheln ist ihr das Feuer in die Schmutzpfanne gefahren, und mit den schönen Küchli ist das schöne Pfarrhaus verbrannt, und sogar noch ein Teil der alten, im Jahre 1523 erbauten Kirche.

In Allenlüften leuchten rote Dahlien in tiefer Glut, ein Pflug steht im Acker, und am Horizont dehnt sich endlos der mächtige Forst. Dorthin zieht es mich, dort will ich im Moos liegen und hören, was die alten Tannen sich erzählen, und schauen, wie die Wolken weich und leicht durch den herrlichen, klaren Herbsttag segeln — weit fort —. Auch sie werden wohl von einer großen Sehnsucht in die unbekannte Ferne getragen!

Mit dem Mond wandere ich heimwärts. Aus den Bauernhäusern schauen leuchtende Augen auf die Straße — und dort, ganz in der Ferne, wölben die tausend Lichter der Stadt einen hohen, silbernen Dom in die selige Nacht.